

Sterben wollen, sterben dürfen

Einige Gedanken über Sterben, Tod und Leiden
Clemens Sedmak (11. April 2008)

Drei Beispiele

Ruth Picardie: „Es wird mir fehlen, das Leben“; 33jährige Mutter von Zwillingen erkrankt an Krebs und muss Abschied nehmen – Ruth Picardies Einsichten: „Es tut gut, Freunde zu haben, die selber krank sind“; es ist die Krankheit eines Menschen aus Fleisch und Blut (der noch Freude an schönen Kleidern, schönem Makeup hat...) und nicht die Krankheit eines Engels, der schon mit einem Fuße in der anderen Welt stünde; „Krebsopfertest“ – wie gehen Menschen mit ihrer Krankheit um? (Schweigen, Überspielen, religiöser Eifer...); bester Arzt – ein Dr. Miles, „der am wenigsten leutselig“ war

Michael Schoophaus: „Im Himmel warten Bäume auf dich“; deutscher Journalist, der seinen kleinen Sohn Jakob an Krebs verloren hat; negative Erfahrungen: die unnahbare Krankenschwester mit den schönen Fingernägeln; der gelangweilte Arzt, der mehr an Forschung als an Menschen interessiert war; ein „Mr. Wichtig“, der sich in den Vordergrund schob; „Eltern sind krebserkrankten Kindern sind die größten Egoisten“ – haben wenig Verständnis und Geduld... bester Arzt: ein Mann „völlig ohne Eitelkeiten“

Tiziano Terzani: „Noch eine Runde auf dem Karussell“; italienischer Journalist. „Spiegel“-Korrespondent in Asien; Bild vom Leben als Karussellfahrt; nach Krebsdiagnose sich erstmals „als reine Materie erlebt“ (Auto in Reparaturwerkstatt); das das Notwendige konzentrieren – Krebserkrankung als „Schutzwall gegen Banalitäten“ – Freiheit: sich niemandem verpflichtet fühlen müssen; „namenlos“ werden dürfen (als einer, der sein Leben lang sich einen Namen machen wollte)

Leiden und Umgang mit dem Leiden

* Leiden als Erfahrung von Einschränkung und Unberechenbarkeit, Passivität und Geformt/Verändertwerden; Leben mit Schmerz (Schmerz: unerwünschte, „pervasive“, d.h. alles durchdringende Conditio)

* Leben als Patient/in: Einbuße von Konsumsouveränität; „Warten“ („an der Schwelle stehen“ – Simone Weil); Tugenden der „Patientia“ (Geduld: Duldsamkeit; etwas an sich geschehen lassen können, sich einem anderen Rhythmus anpassen können) und der „Fortitudo“ („Tapferkeit“; „Widerstandskraft; Realismus)

* Umgang mit Leiden: „verflüssigen“ (an möglichen Welten bauen mithilfe der Vorstellungskraft – auch auf das schauen, was intakt ist; soziale Welt nicht aufgeben – sich für andere Menschen interessieren; auch Willensakte setzen – für andere Menschen beten, an andere Menschen denken) und „befestigen“ (der Krankheit Raum, Ruhe, Zeit und Stabilität zu geben; im Gebet nach dem festen Fundament des Lebens ausholen; sich Ziele setzen)

Tod und Grenzen

Letzte Worte, letzte Dinge, „das letzte Mal“ – hier erreichen wir eine Dimension, die uns still und bescheiden werden lässt. Wenn jemand etwas zum letzten Mal tut, so bekommt dieser Akt ein besonderes Gewicht. Ein uns nahe stehender Mensch hat einen Schlaganfall und wird zum Menschen, der der Pflege bedarf. In einer solchen Situation stellen sich Fragen ein: Wann ist er das letzte Mal Auto gefahren? Wann hat er das letzte Mal ein Buch gelesen? Wann hat er das letzte Mal mit seinen Enkelkindern gespielt?

„Das letzte Mal“ hat ein besonderes Gewicht. Leonardo Boff hat den Stummel der letzten Zigarette, die sein Vater vor seinem Tod geraucht hat, als Sakrament bezeichnet, als ein heiliges Zeichen.

Wenn wir an das definitive Ende stoßen, werden wir mit etwas erfüllt, das man „Pietät“ nennt, eine Form von Scheu angesichts von Heiligem. Heilig ist das, was unzerstörbar und unberührbar ist, was sich dem manipulativen Zugriff entzieht. Vor einem definitiven Ende sehen wir uns mit wenigstens vier Dimensionen konfrontiert: der Unwiederbringlichkeit des Geschehenen; der Gleichheit, die damit verbunden ist, da wir als Menschen alle samt und sonders einem definitiven Ende entgegengehen; der Offenheit, da wir alle nicht wissen, ob es jenseits der Schwelle, die der Tod uns setzt, ein „Weitergehen“ gibt; der Erhabenheit, die bedeutet, dass wir vor etwas stehen, das größer ist, als wir es sind.

Es fällt nicht leicht, über das Ende zu sprechen.

* Angesichts des Todes: Unwiederbringlichkeit, Gleichheit (jede/r geht allein über die Schwelle vom Leben zum Tod), Offenheit (wir wissen nicht, ob und wie es weitergeht), Erhabenheit (Begegnung mit etwas, das größer ist, als wir – eine Grenze zur Entzauberung der Welt; eine Grenze zur Manipulierbarkeit der Welt) – „Pietät“ (heilige Scheu; ein Gefühl für das besondere Gewicht des „Letzten“; das Gespür für eine Ordnung des Todes – Eltern sterben nach einer natürlichen Ordnung vor den Kindern)

* Grenzen:

In der Philosophie hat es viele verschiedene Versuche gegeben, sich mit Grenzen auseinanderzusetzen. Eine Grenze ist etwas, wo etwas zu einem Ende kommt. Eine Grenze ist dann erreicht, wenn der Satz „und so weiter“ nicht mehr gilt, wenn also das etablierte Regelwerk zum Gehen und Weitergehen nicht mehr befolgt werden kann. In diesem Sinne ist eine Grenze auch ein „Problem“, wie es im Titel heißt, ein Handlungshindernis nämlich, etwas, das es mir nicht ermöglicht, so weiterzuhandeln, wie ich es gewöhnt bin. Grenzen sind in der Philosophie eigenartig (ähnlich aufregend wie Löcher, Ränder, Kanten, Ecken). Es gab immer wieder Versuche, im Denken Grenzen auszuloten und zu überwinden. Ich nenne drei Beispiele: (i) Aristoteles hat darauf hingewiesen, dass eine Begründung zu einem Ende kommt. Wir können einen Satz mit einem anderen Satz begründen, aber das geht nicht ins Unendliche weiter. Wir müssen dann auf ein anderes Vermögen zurückgreifen, das Vermögen der unmittelbaren Erfassung. Es gibt Sätze, die nicht mehr durch andere Sätze begründet werden können, sondern unmittelbar einsichtig („evident“) sind. Hier endet also eine Begründung, indem sie sich auf etwas beruft, was von einer anderen Art ist. (ii) Kant hat versucht, dem Denken eine Grenze zu ziehen und zwischen dem Erkennbaren und dem Unerkennbaren zu scheiden. Erkenntnis ist die Synthesis von Denken und Anschauung nach Kant. Wenn wir an die Grenze des menschlichen Lebens rühren, können wir nicht mehr Erkenntnis beanspruchen, sondern nur mehr Postulate formulieren, die sich vor allem im Modus der Hoffnung zeigen. (iii) Wittgenstein war bestrebt, eine Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren zu setzen. Manche Sätze sind sinnvoll und „sagen“ etwas, andere Sätze sind nicht sinnvoll und „zeigen“ etwas. Das, was gezeigt wird, entzieht sich der sprachlichen Aufbereitung und berührt das Mystische, wo wir in den Bereich der Lebensprobleme und der Sicht auf das menschliche Leben als ganzes eintreten. Was können wir aus diesen drei Beispielen lernen? Im Umgang mit Grenzen lehrt die Philosophiegeschichte, dass wir uns auf etwas berufen müssen, was von anderer Art ist und also mit einem anderen Vermögen arbeiten müssen, wenn wir fortfahren wollen; dass wir angesichts von Grenzen auf Postulate und den Modus der Hoffnung verwiesen sind und keine sicheren Aussagen mehr machen können; dass wir einen Bereich betreten, der die Grenzen der Sprache aufweist und Menschen damit auch individualisiert – Wittgenstein hat ja etwa einmal gesagt: Wenn ein Mensch den Sinn im Leben gefunden hätte, könnte er nicht sagen, worin dieser Sinn besteht.

Die Philosophie kann uns neben diesen erkenntnistheoretischen Lektionen auch ethische Hinweise geben: Grenzen schaffen Knappheit eines Gutes und eine Bedingung der Offenheit. Eine Grenze erzeugt Endlichkeit, ein Gut, das zu einem Ende kommen kann, wird

knapp. Unter einer Knappheitsbedingung entstehen Voraussetzungen für die Entstehung von Wert und Preis. Wenn man an Simone de Beauvoirs Roman *Alle Menschen sind sterblich* denkt, so wird hier eine Lebensform beschrieben (ein Unsterblicher unter allen Sterblichen), die keine Motivation und Kraft mehr für das Handeln lässt – wenn ich unsterblich bin, fehlt mir die Kraft, mein Handeln als sinnvoll anzusehen.

Der Umgang mit Grenzen hat auch mit Reife zu tun – Schmerz hat in unserem Leben die Aufgabe, uns vor unangemessenem Handeln und Verhalten zu warnen; ähnlich formen Grenzen auch den Menschen und seine Persönlichkeit; ein reifer Mensch ist ein Mensch, der mit Grenzen umgehen kann; in Huxleys Roman *Schöne Neue Welt* sehen wir eine schmerzfreie Welt, in der Menschen nicht zur Reife gelangen.

Sterben:

* Im Leben mühen wir uns um einen „Lebensplatz“, der durch die Bindungen, die wir eingehen bzw. die Menschen uns gegenüber eingehen, aufgespannt wird. Unsere Identität hängt von unseren Bindungen ab; ähnlich kann man sinnvollerweise auch von einem „Sterbensplatz“ sprechen“, von einem Ort, an dem alles an Bindungen, wenn unser Ende kommt, zusammenfließt

- es besteht die Gefahr einer dreifachen Verengung, wenn wir von „Sterben“ sprechen: a) eine individualistische Verengung: so zu tun, als ginge mein Tod nur mich an (häufig unter Verweis auf Autonomie verwendet); Vellemans Hinweis auf die soziale Natur des Todes: Wenn ich sterbe, dann verliere nicht nur ich mein Leben, sondern auch meine Frau einen Ehemann, meine Eltern einen Sohn, meine Kinder einen Vater, mein Bruder einen Bruder, meine Freunde einen Freund, meine Kollegen einen Kollegen... b) eine punktualistische Verengung: so zu tun, als ginge es beim Sterben nur um einen Punkt, an dem der Übergang von dieser Welt in eine andere Welt geschieht – dabei müssen wir, wenn wir das Leben ernst nehmen, oftmals Abschied nehmen und viele kleine Tode sterben; „Sterben lernen“ hat mit der Fähigkeit zu tun, loslassen und Abschiednehmen zu können; c) eine physikalistische Verengung – so zu tun, als ob das Sterben nur den Körper betreffen würde – dabei gibt es auch ein seelisches Sterben (ein Fallen in die Resignation), ein soziales Sterben (Arbeitslosigkeit wird mitunter so erlebt).

* Sterben „dürfen“: der Segen der Endlichkeit

* „Sterben müssen“: der Druck, sterben zu müssen (weil kommuniziert wird, dass der Aufwand der Lebenserhaltung so groß ist)

* „Sterben wollen“: Umgang mit Sterbenswünschen von Angehörigen – zwischen vermeidbarem/unvermeidbarem Schmerz unterscheiden; prüfen, was hier unter „gutem Tod“ verstanden wird; das Gespräch suchen und „zumuten“ – die soziale Natur des Sterbens wie auch die Möglichkeit, dass die Inhalte unseres Glaubens wahr sein könnten